

Interview mit Andreas Maier

Und wie kam es zu Ihrem Thema und Ihrem Stil? Sind die auch erarbeitet? Ihre Romane zeugen ja von einem ausgeprägten Stil.

Maier: Mit der Zeit kam das schon, aber nicht im Sinne von Vorlieben für einen gewissen Stil, ein gewisses Thema, sondern eher durch die Schwierigkeiten, die ich beim Schreiben hatte. Diese Schwierigkeiten beim Schreiben erschienen mir zumindest ursprünglich als Schwierigkeiten. Auf eine bestimmte Weise betrachtet habe ich sie bis heute nicht bewältigt. Allerdings sehe ich sie heute nicht mehr als Schwierigkeiten, sondern als etwas, was offensichtlich zu mir dazugehört, als eine Art Grundform. Ich erzähle ja weder auktorial, auch wenn der letzte Roman eine auktoriale Grundfläche hat, noch habe ich einen Ich-Erzähler zur Verfügung. Aus irgendwelchen Gründen ist es mir nie gelungen, auktorial zu erzählen oder eine Ich-Erzählung zu schreiben. Und mit der Zeit musste ich einfach damit umgehen, dass das bei mir der Fall ist. Das hat dazu geführt, dass in den Romanen immer mehr Handlung durch die Reden, die die einzelnen Figuren führen, übernommen wurde. Gesprächsromane könnte man das nennen. Das war nie so angestrebt, aber es war etwas, was sich wohl notwendigerweise bei mir ergeben hat, eben aus jener Grundform heraus, die zu mir gehört. Und dann bin ich natürlich dabeigeblichen.

Sie haben ja ein großes Interesse am Konjunktiv.

Maier: Am Konjunktiv interessiert mich eigentlich gar nichts. Und dennoch bin ich irgendwie zu diesem Konjunktiv gekommen, also muss ich mir natürlich meine Gedanken darüber machen. Vielleicht hängt es mit dem zusammen, was ich eben gesagt habe, mit dieser bestimmten Erzählform. Der Konjunktiv liegt mir, vielleicht empfinde ich ihn sogar als etwas sehr Natürliches. Wenn man im Präteritum erzählt, haben die Sätze für mich oft großen Kunstcharakter: „Gestern sah ich X und aß mit ihm ein Schnitzel ...“ So redet kein Mensch, sondern alle reden im Perfekt. Aber wenn man etwas im Perfekt zu Papier bringt, geht das aus irgendwelchen Gründen nicht. Es sieht sehr eigenartig aus. Das Perfekt gibt keine erzählerische Grundlage her, es wirkt unbeholfen. Auffälligerweise ist der Konjunktiv der indirekten Rede sprachlich näher am Perfekt als unser Präteritum, das macht unsere deutsche Satzklammer: „Er sagte, er sei gestern Abend mit X unterwegs gewesen.“ Vorne „sei“, und hinten als Abschluss „gewesen“.

Immer diese deutsche Satzklammer. Dieser Rhythmus erscheint mir beim Schreiben wohl irgendwie natürlicher. Aber das ist eine Interpretation im Nachhinein. Es hatte nie einen bewussten Grund, wieso ich im Konjunktiv geschrieben habe. Ich habe es einfach so gemacht.

Bemerkenswert sind ja auch Ihre riesigen Figurenkataloge, in „Klausen“ noch mehr als in „Wäldchestag“. Wachsen die mit der Geschichte oder sind die von irgendwoher inspiriert?

Maier: Das wird mit der Art und Weise zu tun haben, wie ich selbst die Personen in meiner Umwelt wahrnehme. In „Klausen“ wird keine der Figuren im normalen romanhaften Sinn lebendig, keine wird sozusagen aus der Innenperspektive erzählt, sondern der Leser und der Betrachter bleiben immer außen vor. Ganz ähnlich, wie man bei sämtlichen Personen, denen man begegnet, immer außen vorbleibt. Man kann sich der Person annähern, zum Beispiel auch, wenn man mit Dritten über die Person spricht, aber man kommt nie in den Kopf hinein. Ich kenne nur meinen eigenen Kopf, sonst gar keinen. Und die Literatur macht uns oftmals vor, dass man viel genauer in einen anderen Kopf hineingucken kann, als man es normalerweise macht. (...) Offenbar habe ich Schwierigkeiten damit, wenn die Literatur voraussetzt, dass sie etwas über ihre Figuren sagen könnte. Ich kann immer nur ganz einfache Dinge über die Figuren sagen; alles andere müssen die Figuren selbst sagen. Im Nachhinein - beim Schreiben ist mir die Figurenvielfalt nicht aufgefallen - habe ich mir gedacht, passiert in meinen Romanen ständig, was auch ich jeden Tag erlebe. Es kommt dauernd eine unüberschaubare Anzahl von Menschen auf mich zu. Ich gehe irgendwo hin und weiß noch drei Sekunden vorher überhaupt nicht, dass gleich der und der auf mich zukommt und auf mich einreden wird. Im Grunde geht das in den Romanen genauso. Oftmals weiß man ja gar nicht, wer da redet, man kennt nicht einmal den Namen der betreffenden Person. Daher haben manche Figuren bei mir, auch wenn sie viel reden, keinen Namen, sondern heißen den ganzen Text durch bloß „Der eine“ oder „Ein anderer“.